

A man in a dark blue coat with gold buttons and a white cravat is kissing a woman on the cheek. The woman is wearing a white lace dress. They are standing in a rustic wooden structure, possibly a porch or a small room, with a view of a lavender field and a blue sky with clouds in the background.

KAREN
ROBARDS

*Unwider-
stehlich*

Weltbild

Claire Banning ist jung, schön und reich - und unglücklich. Mit ihrem adeligen Ehemann verbindet sie nicht viel, doch sie ist entschlossen, den Platz einzunehmen, den ihre Familie von ihr erwartet. Da nimmt ihr Leben eine überraschende Wendung: Auf einer Reise nach Sussex wird sie entführt. Hugh Battancourt, der seit langer Zeit dem gesellschaftlichen Leben den Rücken gekehrt hat und als Agent seiner Majestät seinem Land dient, bringt sie heimlich nach Frankreich. Bald müssen die beiden gegen ihren Willen feststellen, dass sie sich unwiderstehlich zueinander hingezogen fühlen...

Karen Robards

Unwiderstehlich

Aus dem Amerikanischen von Alice Jakubeit

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel Irresistible bei Pocket Books.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Karen Robards

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Alice Jakubeit

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © romancenovelcovers.com

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-836-2

Dieses Buch widme ich wie stets voller Liebe meinem Ehemann Doug und meinen drei Söhnen Peter, Christopher und Jack. Meine besondere Liebe begleitet Peter, meinen fachlichen Beistand, in seinem ersten Jahr auf dem College.

Januar 1813

Sollten sie sie entdecken, würde sie sterben.

»Verdammich, wo sind Sie?«

Die Stimme klang grässlich nahe. Es versetzte sie in Angst und Schrecken, dass sie sie trotz der tosenden Brandung hören konnte. Sie waren ganz in der Nähe. Dieses Wissen trieb sie ungeachtet der tückischen Beschaffenheit des Pfades unter ihren Füßen zu noch größerer Eile an.

»S wird Ihnen noch leidtun, törichtes Weibsstück, wenn ich Sie erst wieder in die Finger bekomm.«

Die Stimme war fast unmittelbar über ihr. Claire wagte einen raschen Blick nach oben und sah über dem Klippenrand das kalte Licht des Mondes leuchten. In diesem winterlichen Licht konnte sie durch den dichten grauen Nebel, der irgendwann in den langen Stunden nach Sonnenuntergang vom Meer heraufgezogen war, den dunklen Umriss des Sprechers ausmachen. Ihr Herz schlug heftig, sie zitterte und mühte sich, ihren Atem nicht in ein entsetztes und möglicherweise hörbares Keuchen umschlagen zu lassen. Der Pfad, den sie entlangschlich, mochte gefährlich sein, doch zugleich war er der einzige Fluchtweg, der ihr offen stand. Die Landzunge, die ihre Verfolger nun absuchten, war schmal und fiel dann knapp dreißig Meter steil in den stürmischen Atlantik ab, nur wenige Hundert Meter hinter der Stelle, an der sie sich an die Klippe drückte. Hätte sie sich noch immer auf der sumpfigen Anhöhe befunden, hätte sie umkehren müssen, und dann wäre sie denen, die sie zu töten beabsichtigten, direkt in die Arme gelaufen.

»Sie wer'n den Tag noch verwünschen, an dem Sie versucht haben, mich zum Narren zu halten, Fräulein, das versprech ich Ihnen.«

Er wusste – oder vermutete zumindest –, dass sie in der Nähe war, wurde Claire voller Entsetzen klar. Sonst hätten solche Drohungen keinen Sinn. Sie verzichtete auf den zweifelhaften Trost eines weiteren Blicks nach oben, denn sie hatte Angst, er könnte ihr bleiches Gesicht vor dem Hintergrund des dunklen Felsens sehen. Und so kämpfte sie das aufkommende Entsetzen nieder und schlich weiter. Unvermittelt glitt sie aus. Sie unterdrückte einen Schrei und griff nach der Felswand. Verzweifelt tastete sie den Felsen ab und umklammerte schließlich einen schartigen Vorsprung, der sie rettete. Nachdem sie das Gleichgewicht wiedererlangt hatte, blieb sie einen Augenblick reglos stehen und presste sich schwer atmend an den unnachgiebigen Granit. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, die Augen hatte sie geschlossen. Unter größter Willensanstrengung gelang es ihr, wieder halbwegs normal zu atmen.

Als sie Sekunden später die tückische Stelle überwand, sah sie hinab zu den schaumgekrönten Wellen, die an den felsigen Strand schlugen, und dachte in einem Anfall von Galgenhumor, dass sie jedenfalls keine Angst mehr davor haben müsste, von ihren Verfolgern getötet zu werden, falls sie abstürzte.

Diese Arbeit hätte sie ihnen dann abgenommen.

Die Vorstellung, in die Tiefe zu stürzen, hilflos hinunterzuwirbeln, bis ihr Körper schließlich zermalmt auf den scharfen Felsen dort unten liegen bliebe, hätte sie ums Haar

erstarren lassen. Doch dann hatte sie eine abscheuliche Vision von dem Schicksal, das ihre Verfolger für sie im Sinn hatten. In einem Zimmer neben der Küche des Bauernhauses, in das ihre Entführer sie gebracht hatten, an ein dreckiges Bettgestell gefesselt, hatte sie ihre Pläne mit angehört: In den frühen Morgenstunden, wenn ehrbare Menschen noch schliefen und alle anderen lieber wegschauten, hatten sie sie hinaus auf See bringen und sie dort an Händen und Füßen gebunden in die eisigen Fluten werfen wollen. »Ersäuft sie wie 'ne junge Katze«, hatte ihr Anführer es formuliert, und seine gedankenlose Leutseligkeit hatte ihr grauenerregend in den Ohren geklungen.

Claire zitterte heftig, als sie sich an die rohen Worte erinnerte.

Diese Bande brutaler Fremder wollte sie töten. Aber warum? Warum nur? Sie hatte sich das Hirn zermartert, ohne eine Antwort zu finden, die einen Sinn ergab. Seit sie den Mann überredet hatte, sie loszubinden, indem sie behauptet hatte, sie müsse dringend Gebrauch vom Nachtgeschirr machen, um es ihm dann über den Schädel zu ziehen, als er es ihr widerwillig angereicht und ihr den Rücken zgedreht hatte – seitdem hatte sie sich die Frage nach dem Warum nicht mehr gestellt. Das konnte sie in Erfahrung bringen, wenn sie diesen Alptraum hinter sich gelassen hatte. Falls sie überlebte.

»He, Briggs, was machst du denn da? Du erschreckst das arme Mädel ja.«

Die zweite Stimme klang ebenso nah wie die erste. Claire erkannte sie als die des Anführers der Gruppe. Diesmal konnte sie trotz aller guten Vorsätze nicht umhin, einen entsetzten Blick nach oben zu werfen. Zwei Gestalten standen dicht am Rand der Klippe rund zwölf Meter über ihr eng beieinander. Ihrer Haltung nach zu urteilen, hielten sie vermutlich nach den anderen Ausschau, die immer noch die Landzunge nach ihr absuchten. Der nächste suchende Blick offenbarte ihr wenig mehr als die schäumenden Brecher und die tintenschwarze Unendlichkeit der Nacht jenseits des Nebels. Doch sie wusste, dass schätzungsweise fünfzehn Meter Klippe sie nach wie vor von der relativen Sicherheit des Strandes trennten.

Kannten ihre Verfolger diesen Pfad? Wussten sie, dass sie ihn genommen hatte und sich nun unmittelbar unter ihnen befand, während sie sich unterhielten? Spielten sie mit ihr wie grausame Katzen mit einer schreckensstarren Maus? Diese Möglichkeit war ihr soeben erst in den Sinn gekommen, und sie machte ihr schreckliche Angst.

Mit einem raschen Blick hinauf in den Himmel betete sie zu Gott.

Sie wollte nicht sterben. Nicht heute, nicht so. Sie war doch erst einundzwanzig Jahre alt.

Zu ihrem Entsetzen begannen ihr die Knie zu zittern.

So ging das nicht. Reiß dich zusammen, Claire, befahl sie sich streng. Sie würde nicht sterben. Sie hatte bereits so viel durchgemacht: den viel zu frühen Tod ihrer Mutter; eine Kindheit, die ihr Vater mit seiner Grausamkeit düster und furchterregend gestaltet hatte; eine viel versprechende Ehe, die sich als freudlos und leer erwiesen hatte; und das Verbrechen, das sie ihren Verfolgern in die Hände gespielt hatte. Sie hatte zu viel überlebt, um nun zu sterben.

Grimmig führte Claire sich dies alles vor Augen, gab sich einen Ruck und schlich weiter. Kiesel unter ihren Füßen ließen sie ein zweites Mal gefährlich ins Straucheln geraten, und wieder hätte sie beinahe laut geschrien. Doch sie unterdrückte den Schrei und fasste

gleich wieder Tritt, biss die Zähne zusammen und zwang sich weiterzugehen. Mit etwas Glück würden sie denken, sie habe sich irgendwo dort oben im stacheligen Ginster versteckt. Mit etwas Glück kämen sie gar nicht auf die Idee, nach unten zu sehen.

Wenn sie erst den Strand erreichte, sagte sie sich zwischen unsicheren Schritten und tiefen beruhigenden Atemzügen, läge zwischen ihr und der Sicherheit von Hayleigh Castle, dem Familiensitz ihres Ehemanns, nur noch ein Fußweg von nicht einmal mehr einer Stunde. Zwar hatte sie das riesige Bauwerk mit seinen Türmchen vom ersten Anblick an verabscheut, doch nun sehnte ihr Herz sich danach. Welche Ironie des Schicksals, dass sich dort ihr Ehegatte befand, nicht wissend, welche Gefahr ihr drohte, während sie praktisch im Schatten des Schlosses um ihr Leben kämpfte. Sie mochte noch so sehr danach Ausschau halten, in der nebelverhangenen Schwärze der Nacht konnte sie nichts davon erkennen. Doch sie wusste, dass es dort war. Wie ein riesiger steinerner Falke hockte es auf der felsigen Landspitze, die ein Zwilling dieser Landzunge war. Die hoch aufragende Granitklippe, auf der das Schloss erbaut war, und die, die sie gerade hinabkletterte – Hayleigh's Point –, waren gewissermaßen die Eckpfeiler in einem Halbkreis von Klippen, die eine Bucht säumten, die aussah, als hätte ein hungriger Riese ein Stück aus der Küstenlinie herausgebissen.

Vom Schloss bis zu dieser Stelle mochte die Entfernung sechs Meilen betragen. Im Osten befand sich ödes Marschland, das mit Leuchtfuern übersät war, die man jederzeit entzünden könnte, sollte Boney – Napoleon Bonaparte –, der zurzeit glücklicherweise in Russland beschäftigt war, beschließen, doch noch anzugreifen. Im Westen fiel das Land abrupt und schwindelerregend ab ins stürmische Wasser des Atlantiks.

Hinab oder hinauf gelangte man einzig über vielleicht ein halbes Dutzend schmaler gefährlicher Pfade, die sich die Felsen hinaufwanden. Die Einheimischen nannten sie Schmugglerpfade: Einst hatten sie den Ziegen gehört, doch nun wurden sie beinahe ausschließlich von den »Gentlemen« benutzt, wie man die Schmuggler in dieser Gegend nannte, die im Lauf des Krieges das Brechen der französischen Blockade zu einer hohen Kunst entwickelt hatten.

Heute hatte ihr dieser spezielle Pfad das Leben gerettet. Von daher war sie selbst denjenigen dankbar, die heimlich mit den verhassten Franzosen Handel trieben, gleichgültig, was andere an ihnen auszusetzen haben mochten.

»Kommen Sie, Milady, seien Sie nicht töricht, Sie werden sehen, wir krümmen Ihnen kein Haar.« Der Anführer sprach mit reinstem Sussexakzent. Seine Stimme klang nun, da er lauter sprach, um sich trotz des tosenden Meeres Gehör zu verschaffen, einschmeichelnd. Ganz eindeutig wusste – oder vermutete – auch er, dass sie in der Nähe war.

»Wir bringen Sie nach Hause, heil und ganz, wie wir's die ganze Zeit vorhatten, verlassen Sie sich drauf. 'S ging doch nur um ein kleines Lösegeld, das inzwischen schon bezahlt wurde.«

Milady? ... Ein Lösegeld? ... Bezahlt? Wussten sie also, dass sie Lady Claire Lynes war, die Ehefrau des Erben des Herzogs von Richmond, eines der reichsten Adelligen im Königreich? Doch David, ihr charakterschwacher Ehemann, hatte nur wenig eigenes Geld, und bis er erbte – wenn er denn je erben sollte –, würde er sich auch keine namhaften

Summen verschaffen können. Da der gegenwärtige Herzog, der seit Jahren im Ausland lebte, sowohl ledig als auch kinderlos war, hegte David in dieser Richtung einige Hoffnung. Dennoch, mit Hoffnung allein konnte man kein Lösegeld bezahlen. Zudem waren seit ihrer Entführung auch erst wenige Stunden vergangen. Sie hatten also außerordentlich wenig Zeit gehabt ...

Doch nein. Es war eine Lüge, eine List, die sie dazu bringen sollte, sich ihnen zu zeigen. Sie war jedoch keine solche Närrin, darauf hereinzufallen, gleichgültig, wie sehr sie sich wünschen mochte, dass es die Wahrheit wäre. Sie hatte ihren Plan mit eigenen Ohren vernommen, und es gab keinen Grund, anzunehmen, dass er sich durch ihre Flucht geändert hatte.

So leicht fangt ihr mich nicht, schwor Claire den Männern über sich im Stillen. Sie ging weiter und zwang sich, nicht mehr über ihre Entführung nachzudenken, bis sie wieder festen Boden unter den Füßen hätte. In ihrer Lage konnte ein einziger Fehltritt tödliche Folgen haben. Um sich zu beruhigen, konzentrierte sie sich auf die Wellen, die unter ihr rhythmisch auf die Felsen klatschten. Schweißnasse Handflächen, weiche Knie und ein rasender Puls bildeten ein verhängnisvolles Gemisch, das wusste sie. Sie befeuchtete sich die Lippen und schmeckte zu ihrer Überraschung Salz. Erst da bemerkte sie, dass die großen Gischtwolken, die immer wieder an der Klippe hochspritzten, sie bis auf die Haut durchnässt hatten. Sie war völlig ausgekühlt; ihre Hände waren eisig und gefühllos. Zwar trug sie ein hochgeschlossenes, langärmeliges Reisekleid aus Wolle, doch war es ein sehr feiner Kaschmirwollstoff, der kaum wärmte und eindeutig nicht dazu gedacht war, den Elementen zu trotzen. Und ihre Stiefel, ihre niedlichen kleinen Halbstiefel, die in dieser Saison so modern waren, eigneten sich ebenfalls nicht für eine todesverachtende Kletterpartie über eine beinahe senkrechte Klippe. Die glatten Ledersohlen rutschten und glitten wie Schlittschuhe über den schlüpfrigen Untergrund. Sie trug nicht einmal einen Umhang, der ihr Schutz vor den Elementen böte. Wie alles Übrige, das sie auf der Rückreise von ihrer Schwester in Yorkshire nach Hayleigh Castle bei sich gehabt hatte, war er zurückgeblieben, als man sie aus der Kutsche gezerzt hatte.

»Wenn ich die Hunde holen muss, um Sie aufzuspüren, Milady, wird Ihnen das noch leidtun.« Der zuvor einschmeichelnde Ton des Anführers klang nun unverblümt bedrohlich.

Claire wagte einen weiteren Blick nach oben und sah, dass die Männer sich nicht von der Stelle gerührt hatten. Doch nun hatten sie eine Laterne. Sie gab ein warmes Licht und schwang sanft in der Hand des Anführers, als er nun Claire und dem Meer den Rücken zukehrte und die Laterne hoch hielt, um die Nacht zu erhellen.

Sie schnappte nach Luft und hätte beinahe aufgeschluchzt, denn das Licht war so hell, dass sie einen blutenden Kratzer auf ihrer Hand erkennen konnte, mit der sie sich an einem vorspringenden Felsen festklammerte. Sollten die Männer sich umdrehen und über den Rand der Klippe sehen, wäre es hell genug, um sie zu entdecken.

Sie hatte mehr als den halben Weg nach unten zurückgelegt, schätzte sie, als sie nun, vom Licht entmutigt, stehen blieb und sich mit beiden Händen an den Felsen festhielt. Sie schloss die Augen und legte die Stirn an den von der Gischt glitschigen Granit. Dann sandte sie ein weiteres Gebet gen Himmel und tat erneut einen tiefen beruhigenden

Atemzug. Wenn sie nur den Strand erreichen könnte, würde sie rennen, als wäre der Teufel hinter ihr her. Irgendwo am anderen Ende des Strandes führte ein Pfad zum Schloss und damit in Sicherheit.

Doch zunächst musste sie den Strand erreichen, und zu diesem Behufe musste sie sich bewegen.

Mit zusammengebissenen Zähnen tat sie es.

»Also gut, Milady, Sie haben es nicht anders gewollt.« Die Stimme des Anführers klang schroff vor Enttäuschung. Claire lauschte mit einem unguuten Gefühl in der Magengegend, als er vermutlich dem Rest der Bande, der immer noch die Landzunge absuchte, zurief: »Ihr erlebt euer blaues Wunder, wenn ihr sie nicht findet, habt ihr verstanden? Euer blaues Wunder! Briggs, hol Marleys Jagdhunde.«

»Aye.«

Ein Blick nach oben bestätigte ihren Verdacht: Nur ein dunkler Umriss war noch zu sehen. Briggs war in die Nacht verschwunden, vermutlich, um Hunde zu holen, mit denen sie sie jagen wollten wie ein wildes Tier. Claires Herz setzte kurz aus und ihr Atem beschleunigte sich. Erneut drohte Entsetzen sie zu lähmen.

Warum tat man ihr das an? Entgegen ihrem Vorsatz, sich diese Frage aus dem Kopf zu schlagen, war ihr das nicht gelungen. So sehr sie auch grübelte, es ergab einfach keinen Sinn. War es irgendeine unglückliche Verkettung von Zeit und Ort, wie sie zunächst angenommen hatte, oder war es, was immer wahrscheinlicher schien, ein sorgfältig ausgeführter Plan, der speziell auf sie abzielte? Sie hatte das Weihnachtsfest in Yorkshire verbracht, im Schoß ihrer eigenen Familie, da sie den Aufenthalt auf Morningtide, wo ihre Schwester Gabby lebte, einer Feier mit ihrem Ehegatten und dessen Mutter vorzog. Als Ausflucht hatte ihr der dringende Wunsch gedient, bei Gabby zu sein, die durch ihre schwierige erste Schwangerschaft beinahe ans Bett gefesselt war. Ihre Eltern waren beide tot: Ihr grausamer, liebloser Vater, der Graf von Wickham, war drei Jahre zuvor gestorben, und seine dritte Frau, Claires schöne, doch aus bescheidenen Verhältnissen stammende Mutter, als Claire noch ein Kleinkind gewesen war. So waren ihre beiden Schwestern und nun auch Gabbys Ehemann ihre einzige Familie und zugleich die Menschen, die sie auf der Welt am meisten liebte. Die Feiertage waren die heiterste Zeit für sie gewesen, seit sie David geheiratet hatte. Jede Minute hatte sie genossen. Eine Woche nach dem zweiten Weihnachtsfeiertag war sie dann widerwillig Davids Wunsch nachgekommen, sich ihm und seinen Gästen in dem riesigen zugigen Anachronismus namens Hayleigh Castle – dem Wohnsitz der Familie ihres Mannes seit der Zeit Wilhelms des Eroberers – anzuschließen, und hatte sich auf die Rückreise begeben.

Das war vor zwei Tagen gewesen.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit – ihre Reisekutsche hatte sich allmählich dem Ziel genähert – hatte sie eine nicht unvertraute Niedergeschlagenheit an sich bemerkt, als die Wiedervereinigung mit ihrem Ehegatten immer näher gerückt war. Der Tag war grau und trübe gewesen, und der Himmel hatte Regen angekündigt – diese Trostlosigkeit hatte perfekt ihrer Stimmung entsprochen. Dann war ihre Kutsche in einem dichten Wald wenige Meilen vom Schloss entfernt überfallen worden. Aus dem Nichts war eine Bande maskierter Reiter aufgetaucht, hatte die Kutsche umzingelt und sie gezwungen

anzuhalten. Der Kutscher hatte mit seinem Tromblon herumhantiert und war sogleich von seinem Kutschbock geschossen worden. Sie war vor Entsetzen noch völlig gelähmt gewesen, als die Kutschentür aufgerissen wurde und zwei stämmige Männer hereingeschaut hatten. Sie wollte wirklich tapfer sein, doch dann hatte sie ebenso hysterisch geschrien wie ihre Kammerzofe Alice, ein goldiges Mädchen vom Lande aus Gabbys Haushalt. Alice hatte den Platz ihrer geliebten Twindle eingenommen, die sie zurückgelassen hatte, damit sie sich um Gabby kümmerte. Claire war in den üppig gepolsterten Sitz zurückgewichen und hatte sich so gut es ging gegen die groben Hände gewehrt, die nach ihr gegriffen hatten. Undeutlich erinnerte sie sich daran, dass Alice hinter ihr aus der Kutsche gezerrt worden war; die Schreie des Mädchens waren abrupt verstummt, und kurz darauf hatte man Claire einen übel riechenden Lumpen auf Nase und Mund gedrückt.

Danach hatte sie nichts mehr mitbekommen, bis sie auf diesem Bett im Raum hinter der Küche des Bauernhauses aufgewacht war, allein.

»Ich bitte Sie jetzt zum letzten Mal, Milady, sein Sie doch ein vernünftiges Mädel«, rief der Anführer und holte sie abrupt zurück in die Gegenwart. Claire blickte nach oben und bemerkte, dass er nicht mehr zu sehen war. Er musste sich vom Rand der Klippe entfernt haben. Nur seine Stimme und das Licht der Laterne, das den Rand der Klippe golden beleuchtete, zeigten ihr, dass er noch ganz in der Nähe war. Offensichtlich wusste er nichts von diesem Pfad, oder er hatte ihn vergessen. Es war ihr Glück, dass das Verbrechen sich in einer Gegend ereignet hatte, die sie kannte. Sie hatte die ersten Monate ihrer Ehe auf Hayleigh Castle verbracht, und David selbst hatte ihr in einem seiner immer seltener werdenden charmanten Momente diesen Pfad hinab zu dem windigen, schiefergrauen, halbmondförmigen Strand gezeigt.

Das Meer brauste ihr in den Ohren, als sie sich ihm zentimeterweise näherte. Durch den Nebel konnte sie die Schaumbogen sehen, wo die Wellen ans Ufer schlugen. Dahinter verschmolz die schwarze Weite des Ozeans so nahtlos mit der schwarzen Weite des Himmels, dass die beiden nicht auseinander zu halten waren.

Vor ihr lagen nur noch etwa sechs Meter, schätzte sie mit neu erwachter Hoffnung. Sobald sie am Strand wäre, würde sie losrennen, als ob sämtliche Höllenhunde hinter ihr her wären – was zu diesem Zeitpunkt sehr wohl der Fall sein mochte.

Ganz kurz leuchtete ein nadelfeines Licht auf dem Meer auf, warm und gelb inmitten der kalten Schwärze. Sie riss die Augen auf und stolperte. Das Licht leuchtete erneut auf, und als sie sich darauf konzentrierte, war es verschwunden. Es kam und ging so schnell, dass sich nicht sicher war, ob ihre Sinne ihr einen Streich spielten – bis es wieder aufleuchtete.

Immer noch einigermaßen verblüfft, starrte sie aufs Meer hinaus und erreichte endlich den obersten Bereich des Strandes. Am Übergang vom schlüpfrigen Pfad zum unebenen Untergrund strauchelte sie ein wenig. Mit gerunzelter Stirn suchte sie weiter die Dunkelheit nach dem flüchtigen Licht ab. Dann raffte sie mit einer Hand ihre durchnässten Röcke, um sich Bewegungsfreiheit zu verschaffen, und kletterte über die Felsen auf den eigentlichen Strand zu. Hatte sie sich das Licht nur eingebildet? Nein, da war es wieder. Kein Zweifel.

Jagten ihre Verfolger ihr nun schon im Boot nach?, fragte sie sich und geriet erneut in Panik. Doch nein. Ein Blick nach oben bestätigte, dass sie sich immer noch oberhalb von ihr befanden und wahrscheinlich die Klippe absuchten. Der gelbliche Schein der Laterne, der den Nebel durchdrang, war unverkennbar.

Dennoch hatte sie irgendetwas gesehen. Vielleicht war es nur ein Irrlicht, dachte sie und kletterte zitternd über einen weiteren Felsen hinweg.

Schließlich erreichte sie den eigentlichen Strand, der relativ flach war. Die Moore in der Gegend waren berüchtigt für die flüchtigen Lichterscheinungen, die mitten in der Nacht gesichtet wurden – Irrlichter nannte man sie. Oder vielleicht war es auch ein Fischer, der spät zurückkehrte. Oder, wahrscheinlicher, Schmuggler ...

Ein gedämpftes Knirschen auf dem Schiefer hinter ihr war die einzige Vorwarnung. Bei dem Geräusch setzte Claires Herz aus. Sie wirbelte herum, doch es war zu spät: Ein Mann tauchte hinter ihr auf, ein hochgewachsener dunkler Schatten, der sich aus den unzähligen Schatten der Felsen, der Klippe und des Meeres löste, nahe genug, um sie zu berühren. Man würde sie ergreifen! Man würde sie töten ...

Sie hatte keine Zeit, den Schrei auszustoßen, der in ihrer Kehle aufstieg – irgendetwas schlug ihr mit Wucht auf den Hinterkopf, alles wurde schwarz, und sie sackte lautlos zusammen.

»Das war ja einfach.« James Harris' Stimme klang gedämpft, aber erfreut, als er nun seine Pistole senkte.

Hugh Battancourt, der die zusammensinkende Frau instinktiv um die Taille fasste, damit sie nicht der Länge nach auf den nassglänzenden Schiefer schlug, warf seinem Gefolgsmann einen sarkastischen Blick zu, den James in der nebelverhangenen Dunkelheit natürlich nicht sehen konnte.

»In der Tat, einfach.«

»Dann trollen wir uns wohl am besten, bevor die, die bei ihr waren, auch hier rumschnüffeln. Wo wir doch nicht grade die Männer sind, auf die sie gewartet haben.«

Zu diesem Schluss war Hugh selbst bereits gekommen. Er hatte sich die Frau über die Schulter geworfen und ging zurück zum Meer.

Wie James gesagt hatte, war dieser Teil der Aufgabe, der theoretisch so viele Möglichkeiten zu scheitern geboten hatte, bisher problemlos verlaufen. Unter den gegebenen Umständen zog er es jedoch vor, die Unglücksgötter nicht mehr als nötig herauszufordern.

Eine erfolgreiche Mission war schließlich eine geheime Mission, bei welcher der Feind erst dann herausfand, dass man ihn übertrumpft hatte, wenn es viel zu spät war.

»Gib ihnen das Signal erst, wenn wir ein gutes Stück vom Ufer entfernt sind«, gab er über die Schulter zurück, während er seine Last höchst erleichtert in das wartende große Beiboot legte.

»Aye, mit etwas Glück glauben sie, die Franzmänner haben sie in Sicherheit gebracht.« James lachte in sich hinein. Offensichtlich wusste er die Vorstellung einer solcherart gelungenen List zu schätzen. »Jedenfalls bis sie die Franzmänner treffen.«

Seit zwei Tagen wurde Hugh von der Vorahnung heimgesucht, dass seiner neuesten Mission ein schlimmes Ende beschieden sein würde. Die Vorahnung hatte sich eine Woche zuvor in Form eines Abwurfs von seinem Pferd eingestellt. Ein solch peinliches Missgeschick war ihm in seinem Erwachsenenleben erst wenige Male passiert, und jedes Mal hatte ihn hinterher ein weit unheilvolleres Missgeschick ereilt. Dieser spezielle Sturz war spektakulär gewesen: Vor den Augen eines ganzen Hofes voller kichernder französischer Adelige hatte er sich neben weniger handfesten Verletzungen mehrere Rippenprellungen zugezogen. Nun hatte er stechende Schmerzen im Rumpf, wann immer er eine unvorsichtige Bewegung machte. Zudem zog ein solcher Sturz seiner Erfahrung nach unweigerlich eine zweite Katastrophe nach sich. Dessen ungeachtet war er dem Ruf der Pflicht gefolgt, als er ihn erhalten hatte.

Dieser Ruf war aus Paris gekommen, wo er in seiner Rolle als affektierter cher ami der sagenhaft reichen Louise, Marquise von Alençon, sehr aufmerksam beobachtet hatte, wie Napoleon Bonaparte sowie die versprengten Überreste seiner Armee nach Paris zurückgekehrt waren. Der kleine General war vor Wut einem Schlaganfall nahe gewesen, als der strenge russische Winter seine Truppen besiegt hatte. Doch er hatte seinen habgierigen Blick bereits wieder gen England gewandt und plante neue Gräueltaten, mit denen er zweifellos hoffte, seine Niederlage zu kompensieren. Bisher war es Hugh noch

nicht gelungen, herauszufinden, welche Form diese Gräueltaten annehmen würden, doch er zweifelte nicht daran, dass sich das bald ändern würde.

Das war schließlich seine Arbeit, und er war gut darin.

Dann hatte ihn über die üblichen Kanäle eine dringende Botschaft erreicht: Aufgrund eines eklatanten Verstoßes gegen die Sicherheitsbestimmungen im Kriegsministerium waren seine Identität sowie die mehrerer anderer britischer Geheimagenten in Frankreich aufgedeckt worden. Wenn diese Informationen in die Hände der geplagten Franzosen fielen, wäre dies ein großer Coup für sie und eine ebenso große Katastrophe für die Briten. Hughs Gewährsmann zufolge hatte die Person, die sich im Besitz der Informationen befand, noch keine Gelegenheit gehabt, dem Feind mehr zu enthüllen, als dass sie die Informationen besaß. Der Mächtegerninformant hielt sich nun in England verborgen und wartete darauf, im Schutz der Dunkelheit an einem bestimmten Strand in Sussex abgeholt und nach Frankreich gebracht zu werden, wo er den interessierten Parteien seine Informationen gegen ein üppiges Entgelt aushändigen würde. Wenn der Informant nicht rechtzeitig zum Schweigen gebracht wurde, wäre Hughs Zeit als Spion für die Briten beendet; auch sein Leben wäre beendet, sollten die Franzosen ihn fangen, ehe er ihr Land verlassen konnte. Es gab rund ein Dutzend Männer wie ihn, deren Leben und Arbeit durch das Informationsleck gefährdet waren.

Seine Mission: den Verräter am Treffpunkt abfangen, die Informationen zurückerlangen, seinen Gefangenen verhören und sodann die Welt von ihm befreien.

In den achtundvierzig Stunden, seit man die Sachlage vor ihm ausgebreitet hatte, war er ventre à terre von Paris nach Dieppe geritten, an Bord eines lecken dreimastigen Schoners unter dem Befehl eines loyalen Freibeuters gegangen, hatte den sturmumtosten Englischen Kanal überquert und den Treffpunkt rechtzeitig erreicht.

Und nun hatte er sich heroisch daran beteiligt, eine Frau brutal niederzuknüppeln.

Er hätte den Auftrag ablehnen sollen. Der Sturz vom Pferd hätte ihm eine Warnung sein sollen. Das war er auch gewesen, nur hatte Hugh sich dickköpfig geweigert, auf diese Warnung zu hören. Er konnte folglich niemandem als sich selbst die Schuld an den nachfolgenden Ereignissen geben. Von Anbeginn an war alles schiefgegangen. Zunächst einmal waren da die verdammten Rippen. Wenn er einmal keine starken stechenden Schmerzen hatte, quälten sie ihn wie ein vereiterter Zahn und machten ihn so übel gelaunt wie Prinny – Prinzregent George –, wenn ihn sein Korsett drückte. Und wenn er sie einfach missachtete, krümmte er sich vor Schmerzen. Außerdem hatte es ununterbrochen geregnet, seit er Paris verlassen hatte. Kalter strömender Regen, von einem starken Wind gepeitscht, der die Straßen in Morast und die Felder und Wiesen in unpassierbare Sümpfe verwandelte.

Zu Pferd hatte er dem nicht einen Augenblick entgehen können. Regentropfen hatten als steter Strom den Weg in den aufgestellten Kragen seines Mantels gefunden und die einst stramme Krempe seines Kastorhutes erschlaffen lassen, bis sie ihm völlig durchweicht über die Ohren hing. Sein missbilligender Begleiter – einfach James Harris, bevor sie nach Frankreich gegangen waren, und nun (aufgrund seines schauderhaften Französisch) allen und jedem als sein stummer Diener Etienne bekannt – war eine weitere Quelle des Ärgers, zumal eine, die beinahe ebenso unwillkommen war wie der

Regen. Doch da James dem Überbringer der schlechten Nachricht die Tür geöffnet hatte und kraft verschlagenen Lauschens an einer geschlossenen Tür zum Mitwisser des Plans geworden war, hatte es keine Möglichkeit gegeben, ihn vom Mitkommen abzubringen, es sei denn durch einen Mord – und das war Hugh, der den unerträglichen Gesellen insgeheim sehr gern hatte, denn doch zuwider. Obendrein war die Mannschaft des Freibeuters erschreckend undiszipliniert, die See war rau gewesen und – dies hatte ihm den Gnadenstoß versetzt – an Bord hatte ihn eine Nachricht erwartet, der zufolge der Verräter eine Frau war. Genauer gesagt, eine gewisse Sophy Towbridge, eine ehrgeizige junge Londonerin, die ihrem Wohltäter Lord Archer, einem ältlichen Adligen, der immer noch durchs Kriegsministerium wankte, offenbar einen Paken Briefe mit den Informationen entwendet hatte.

Die Enthüllung des Geschlechts seines Opfers hatte Hugh erschüttert. Er sollte eine Frau verhören und töten? Davon hatte Hildebrandt ihm nichts gesagt. Andererseits war Hildebrandt ein Meister darin, bestimmte ausgewählte Geheimnisse für sich zu behalten, wenn es ihm gefiel. Er hatte sicherlich gewusst, dass Hugh sich gestraubt hätte, einer Frau Schmerzen zuzufügen, Krieg hin oder her.

Doch da er die wiederholten Warnungen des Universums in den Wind geschlagen hatte, war er nun hier und hatte diese Mission am Hals. Jetzt hatte er im Interesse der Sicherheit seines Landes, von seiner eigenen Sicherheit ganz zu schweigen, keine Wahl mehr. Hildebrandt hatte auch dies sicherlich gewusst.

Verflucht sei Hildebrandt. Und Boney. Und all die verfluchten Froschfresser. Und die Frau vor ihm, bewusstlos und wie ein Kind zu einer Kugel zusammengerollt lag sie in dem Beiboot, das sie nun zurück zum Schiff brachte, wo es seine Aufgabe sein würde, sie der belastenden Briefe, die sie gestohlen hatte, zu entledigen, herauszufinden, was sie dazu veranlasst hatte, sie zu stehlen, sowie andere Details im Umfeld des Verbrechens in Erfahrung zu bringen, und sie dann, wenn er genug wüsste, um das Leck von beiden Seiten zu stopfen, zu beseitigen, als wäre sie Unrat.

Hugh hatte nicht bemerkt, dass er laut fluchte, bis James, der im Schneidersitz auf der anderen Seite der Frau saß und die Laterne verdunkelte, mit der er soeben den ehemaligen Begleitern der Frau signalisiert hatte, dass alles in Ordnung sei, seinen Blick auffing und zustimmend nickte.

»Aye, und das Wetter soll auch verflucht sein. Wir sind bestimmt völlig durchgefroren, bis wir zum Schiff kommen – wenn wir's überhaupt zurück zum Schiff schaffen, heißt das.«

Diese düstere Bemerkung bezog sich offenbar auf den anschwellenden Wellengang, der das Beiboot in die Höhe und wieder in die Tiefe schleuderte. Gischt prasselte wie Regen auf sie nieder; der Boden des Bootes war bereits überflutet.

»Wir lassense nich' ertrinken, Colonel, machense sich da mal keine Sorgen.« Der ihnen am nächsten Sitzende der Ruderer richtete seine Bemerkung an Hugh. Er musste schreien, ums sich trotz des tosenden Meeres Gehör zu verschaffen.

Die Tatsache, dass der Seemann seinen militärischen Rang kannte, überraschte Hugh eigentlich nicht. Alle an Bord der Nadine schienen zu wissen, dass er ein britischer Geheimdienstoffizier in sehr wichtiger Mission war, wie man ihm von dem Augenblick an klar gemacht hatte, in dem er einen Fuß an Bord gesetzt hatte – ein weiterer

eindringlicher Hinweis auf die Sicherheitsbedingungen im Kriegsministerium. Glücklicherweise war das französische Schiff, das den Passagier eigentlich hätte aufnehmen sollen, noch nicht am Treffpunkt erschienen, und die Eskorte, die Miss Towbridge zu ihrem Bestimmungsort hatte begleiten sollen, war nun längst außer Hörweite. Daher war Diskretion jetzt nicht so zwingend erforderlich, wie es sonst der Fall gewesen wäre. Dennoch, er führte nun schon sehr lange ein Doppelleben, und bei dem Gedanken, dass diese Seeleute – allesamt erfahrene Schmuggler – bis auf den letzten Mann bestens über jedes Detail seiner Mission im Bilde waren, stellten sich ihm die Nackenhaare auf.

»Verdammich!«, sagte James, als das kleine Boot in ein Wellental stürzte, das so tief war wie ein richtiges Tal.

Die abrupte Bewegung lenkte Hughs Gedanken auf nahe liegendere Belange. Er blickte hoch und sah, wie das Schiff, auf das sie zuhielten, sich hoch über ihnen aufbäumte wie ein feuriges Pferd. Wenige Sekunden später schoss das Beiboot eine weitere Welle hinauf. Der Seegang wurde schlimmer, daran bestand kein Zweifel. Er war froh, dass sie wieder an Bord der Nadine sein würden, ehe der sich abzeichnende Sturm ernsthaft losbrach.

»Aaah.«

Seine Hand lag auf dem Kopf der Frau, daher spürte er das leise Stöhnen eher, als dass er es hörte. Er beobachtete, wie sie sich regte, während eisiges Wasser über die Seitenwand des Bootes schlug und sich erneut über sie ergoss. Sie lag bereits in einer mehrere Zentimeter tiefen Pfütze. Hugh wusste, wie kalt und tief das Wasser war, denn er saß selbst darin. Mit einer Hand untersuchte er ihren Kopf, um das Ausmaß ihrer Verletzung in Erfahrung zu bringen, mit der anderen hielt er sich verzweifelt an der Seitenwand fest.

»Ist sie tot?«, fragte James ohne erkennbares Bedauern. Offensichtlich hatte er gerade bemerkt, dass Hugh den Kopf ihrer Gefangenen untersuchte.

James hatte ihr am Strand mit seiner Pistole auf den Kopf geschlagen, als Hugh sich von hinten an sie herangeschlichen hatte.

»Tot nicht.« Hughs war Ton sarkastisch, doch James schien das nicht zu bemerken.

Die Haare der Frau waren nass und kalt und fühlten sich sehr fein an. Sie hatten sich aus den Haarnadeln gelöst und fielen ihr ins Gesicht wie ein Gewirr aus Seidenfäden. In der Dunkelheit wirkten sie schwarz wie das Meer. Sie hatte eine gute Figur und ließ sich zudem leicht tragen. So viel wusste er, doch beinahe ausschließlich durch Berührung, denn nachdem er sie aufgefangen hatte, hatte er automatisch seine Schulter gegen ihren Bauch gestemmt und sie sich über die Schulter geworfen – und seine Rippen hatten ihn dafür einen hohen Preis zahlen lassen, als er endlich das Boot erreicht hatte.

Er hatte sich innerlich stählen müssen, um den messerscharfen Schmerz in seiner Körpermitte ignorieren zu können, als er sie ohne viel Federlesens ins Ruderboot verfrachtet hatte. Es war alles so schnell gegangen, dass die Seeleute noch immer mit dem Sichern des Bootes beschäftigt gewesen waren. Wäre das Boot noch viel weiter entfernt gewesen, hätte er, so befürchtete er, seinen Stolz fahren lassen und das Frauenzimmer an James weiterreichen müssen, der den ganzen Weg über neben ihm

besorgte Geräusche von sich gegeben hatte wie eine Glucke, aus Sorge, er könnte sich verletzen. Es wäre ihm höchst zuwider gewesen, wenn er das Frauenzimmer an James hätte übergeben müssen.

Das verräterische Frauenzimmer.

Hugh rief sich dies bewusst in Erinnerung. Er verweilte mit grimmiger Entschlossenheit bei diesem Wort und versuchte so, sich für seine spätere Aufgabe zu stählen. Der schwächliche, hilflose, verletzbare Körper vor ihm gehörte einer Person, die eine Gefahr für sie alle darstellte, eine Gefahr für England.

Er würde sie nicht einmal als verräterisches Frauenzimmer betrachten. Einfach als Verräter; das Geschlecht spielte keine Rolle.

Dieser Gedanke erfüllte seinen Zweck und verhärtete sein Herz. Dennoch konnte er nicht anders, als zu bemerken, dass ihr Kopf in seiner Hand sich unverwechselbar weiblich anfühlte, ihre Haut weich war und ihr Haar eine beunruhigende Neigung dazu hatte, sich um seine forschenden Finger zu winden. Verflucht, sie fühlte sich an wie eine Frau.

Er ignorierte es, so gut er konnte, und setzte seine Untersuchung fort. Seine Bemühungen wurden belohnt, als er hinter ihrem linken Ohr etwas Warmes, Klebriges ertastete: Blut.

»Sie blutet.« Seine Stimme klang ausdruckslos. Dass es ihn eine gewisse Mühe kostete, sie als Verräter statt als Frau zu sehen, brauchte außer ihm niemand zu wissen. Er kam zu dem Schluss, dass die Verletzung offenbar nicht lebensbedrohlich war, und löste seine Hand aus ihren Locken. Ein leichter Schlag auf den Kopf würde ihre geringste Sorge sein, nun, da man sie ergriffen hatte, sagte er sich grimmig. Insgeheim war ihm zwar unwohl bei dieser Vorstellung, doch er sagte sich, es sei an der Zeit, daran zu denken, dass er zuallererst ein Soldat in Kriegszeiten war. Niemand hatte ihm versprochen, dass die Aufgaben, die er für sein Land erledigen müsste, angenehm oder leicht sein würden.

»Aye, tja, wundert mich gar nicht. Ich hab das Weib ziemlich feste geschlagen.«

James, der offenbar keine Bedenken wegen des Geschlechts ihrer Gefangenen hatte, drehte sich um und sah über die Schulter zur Nadine, die ihnen nun so nahe war, dass ihre Steuerbordseite wie eine riesige schwarze Mauer vor ihnen aufragte, wenn sie einen Wellenkamm erklommen. An Deck waren vom flackernden Licht der Laternen beleuchtete Gesichter zu erkennen. Etwa ein halbes Dutzend Männer versammelten sich an der Reling und machten sich bereit, sie hinaufzuholen. Die Segel des Schoners waren eingeholt, sodass seine kahlen Masten die Dunkelheit durchbohrten wie Skelettfinger, die sich nach dem sturmschweren Himmel reckten.

»Rudert hart nach Backbord!«, schrie jemand. Die Männer gehorchten, und das Beiboot schwang herum.

Hugh stützte sich ab und drückte der Frau nun eine Hand flach auf den Rücken, um sie vor den hohen Wellen zu schützen. Er beobachtete, wie an der Seite der Nadine eine Strickleiter herabgelassen wurde. Der erste Teil seiner Aufgabe war abgeschlossen: Er hatte den Verräter in seiner Gewalt. In wenigen Minuten würden sie an Deck in Sicherheit sein – zumindest vor dem Meer. Dann würde der zweite Teil seines Auftrags beginnen.

Als er darüber nachdachte, was das mit sich bringen mochte, schob er grimmig das Kinn vor.

»Dreht bei!«, schrie ein Seemann.

Die Ruderer legten sich nochmals in die Riemen und brachten das Beiboot längsseits der Nadine. Und zwar gerade rechtzeitig. Der Sturm nahm rasch an Stärke zu. Die Wellen waren nun höher, folgten dichter aufeinander, schäumten wütend. Gerade als Hugh dies bemerkte, trug eine weitere mächtige Woge ihr Boot in die Höhe, immer höher und fort von ihrem Ziel, während eisige Gischt über sie sprühte.

Er packte zwischen den Schultern der Frau eine Hand voll Damenkleid, um sie festzuhalten – es war edles, teures Tuch. Das Boot glitt vom Wellenkamm in die Tiefe und entfernte sich dabei leider von der Nadine. Die Frau regte sich, stöhnte. Wieder spürte er den leisen Laut eher, als dass er ihn gehört hätte. Er hatte etwas Hilflozes an sich. Auch sie hatte etwas Hilflozes an sich, wie sie so zusammengerollt da lag, nunmehr gegen seine Beine gedrückt – am liebsten hätte er seine Faust irgendwo hineingerammt, vorzugsweise in Hildebrandts Gesicht.

Er war der Erste, der zugäbe, dass man ihm vieles vorwerfen konnte, und häufig gehörte Zügellosigkeit dazu, doch er hatte noch nie im Leben einer Frau körperlichen Schaden zugefügt.

Nun würde er für sein Land diese Frau möglicherweise foltern, auf jeden Fall aber töten müssen.

O Gott.

Ihr Rücken drängte sich beim Einatmen gegen seine Handfläche. Er berührte hier einen unverkennbar weiblichen Körper. Hugh krümmte in stillem Protest die Finger und dachte erneut grimmig, dass Hildebrandt eine schlechte Wahl getroffen hatte: Er war nicht der richtige Mann für diesen Auftrag.

Aber natürlich würde er letzten Endes tun, was er tun musste, wie immer.

Auch dies hatte Hildebrandt sicherlich gewusst, überlegte Hugh grimmig. Verflucht sei der Mann!